

In politischer Hinsicht hatte Meyle die Stadt fast zwei Jahrzehnte patriarchalisch geführt, sein großes Verdienst war die Aussöhnung mit den ehemaligen jüdischen Mitbürgern, zugleich wurde ihm der zügige Wiederaufbau der Stadt zugeschrieben. War Meyle ein eher väterlicher Politiker, so pflegte sein Nachfolger Hoffmann „einen ganz anderen Amts-Stil ... Der Volkswirt sah sich als moderner ‚Stadtmanager‘, der Heilbronn aktiv in Richtung ‚junge, dynamische Großstadt‘ führte und in eine Dienstleistungsstadt umwandelte“ (S.254).

Die in den 60er Jahren aber insgesamt gute Konjunktur führte zur Anwerbung von Gastarbeitern, mit denen allerdings auch Schwierigkeiten kamen, denn, so Schrenk in Anlehnung an Max Frisch, „Wir riefen Arbeitskräfte und es kamen Menschen“ (S.260). Natürlich mussten die knapp 5.000 Gastarbeiter im Jahr 1964 in die lokale Gesellschaft integriert werden. Es reichte nicht, diese nur fachlich anzulernen – die Integration wurde umso wichtiger, als 1966/67 im Zusammenhang mit der kurzzeitigen Wirtschaftskrise auch in Heilbronn eine ausländerfeindliche Stimmung aufkam. Es waren schließlich die Caritas, die Diakonie und die Arbeiterwohlfahrt, die sich jeweils einzelnen landsmannschaftlichen Gruppen annahmen und auch deren kulturellen Bedürfnissen eine Heimstatt gaben.

Die 1960er Jahren waren jedoch auch eine Phase, in denen sich Heilbronn zur Welt hin öffnete. Hierzu gehörten vor allem die Städtepartnerschaften mit Béziers in Südfrankreich bzw. Port Talbot in Wales. Durch umfangreiche Austauschprogramme mit beiden Städten durch unterschiedliche Institutionen, beginnend bei der Stadtverwaltung über Kirchen und Gewerkschaften bis hin zu Jugendgruppen, sollte die Völkerverständigung vorangebracht werden. Zur Öffnung Heilbronn gehörte freilich auch Erinnern und Gedenken an die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus: „1960 setzte eine Jugendgruppe des internationalen Jugendgemeinschaftsdienstes den israelitischen Friedhof in Sontheim in Stand. Schon 1963 erschien die große, wissenschaftliche Studie von Hans Franke über die Geschichte und das Schicksal der Juden in Heilbronn“ (S.268). Seit 1966 erinnert ein Gedenkstein an die ehemalige Heilbronner Synagoge.

Der Überblick Schrenks vergisst auch das sportliche Geschehen der 60er Jahre nicht. So war Heilbronn damals Rollschuhhochburg: Karl-Heinz Losch holte in den 1960er Jahren im Rollkunstlauf insgesamt fünf Weltmeistertitel – Heilbronner Läufer waren bei deutschen und württembergischen Meisterschaften auf Titel regelrecht abonniert.

All dies sind freilich nur einzelne Aspekte eines umfassenden Überblicks der Heilbronner Stadtgeschichte der 1960er Jahre, der hier in erzählerisch-packender Form geboten wird. Man darf das Heilbronner Stadtarchiv zu dieser anregenden Gesprächsreihe beglückwünschen. Die hier gesammelten Zeitzeugenbeiträge könnten sicherlich einen Impuls für eine noch ausstehende Geschichte Heilbronn seit 1945 bilden. Einzige kleine Anregung: Es wäre schön, den Band um eine Auswahlbibliographie zu Heilbronn in den 1960er Jahren zu ergänzen.

Michael Kitzing

Marcel vom LEHN, Herrenberg im Nationalsozialismus. Stadt und Gesellschaft (1933–1945) (Stadtgeschichte Herrenberg, Bd. 3), Ubstadt-Weiher: verlag regionalkultur 2017. 304 S. ISBN 978-3-95505-056-6. Geb. € 25,-

Der Titel des Buches ist erfreulicherweise nicht ganz korrekt. Es geht nämlich nicht nur um die Zeit des Nationalsozialismus in einer kleinen württembergischen Oberamtsstadt, die diese Funktion auch noch während des sogenannten Dritten Reiches verlor, sondern auch

um das Scheitern der Demokratie, den Aufstieg des Nationalsozialismus vor 1933 und den Umfang mit der NS-Vergangenheit in Herrenberg nach 1945 bis zur weitgehenden Reintegration der alten nationalsozialistischen Funktions- und Würdenträger in den frühen fünfziger Jahren. Dieser Teil macht immerhin mehr als ein Viertel des Buches aus.

Marcel vom Lehn begreift, wie er in seiner Einleitung schreibt, Herrenberg „nicht als wehrloses Opfer einer Nazifizierung von oben, von außen oder durch eine kleine Gruppe entschlossener Radikaler. Vielmehr müssen wir uns fragen, wie sich der Nationalsozialismus in dieser Stadt im Gäu selbst entwickelte und was er dort konkret bedeutete“ (S.16). Dies ist ihm eindrucksvoll gelungen. Vielleicht wäre die Einordnung von Herrenberg in die allgemeine Entwicklung noch überzeugender ausgefallen, wenn der Referenzrahmen nicht nur das Reich, sondern auch noch stärker Württemberg gewesen wäre.

Die geringe Verankerung der Weimarer Demokratie zeigte sich schon 1919, als der Herrenberger Gemeinderat trotz einer Anordnung des württembergischen Innenministeriums beschloss, von einer Verfassungsfeier abzusehen. Im Dezember 1918 hatte Theodor Körner, der unbestrittene Führer des württembergischen Bauern- und Weingärtnerbundes (von 1924–1933 Regierungsfraktion im Stuttgarter Landtag), die einzige örtliche Zeitung erworben. Dort verkündete er seine antidemokratischen, antirepublikanischen und teilweise auch schon antisemitischen Parolen. Die kleinstädtisch-bürgerliche und konfessionelle Struktur (evangelisch) in Herrenberg und den umliegenden Gemeinden stärkten zunächst die konservativen Parteien und ab 1930 die NSDAP.

Marcel vom Lehn arbeitet die zunehmende örtliche Verankerung der Nationalsozialisten in Herrenberg und seinen in den siebziger Jahren eingemeindeten Nachbardörfern sehr deutlich heraus. Sie konnten sich mit der Kanzlerschaft Hitlers und dem Regierungsantritt in Stuttgart Mitte März 1933 bereits auf ein breites, örtliches Netzwerk stützen. Da die Arbeiterbewegung und die katholische Zentrumspartei schwach waren, stieß die Gleichschaltung im Frühjahr und Sommer 1933 auf keinen Widerstand, die Selbstgleichschaltung weiter Teile der Gesellschaft kam noch hinzu.

Die Rahmenbedingungen für die NS-Politik wurden in Berlin und Stuttgart geschaffen. Die Ausführenden saßen vor Ort. Dieser individuelle Spielraum wird vor allem in den Dörfern sehr deutlich. Sehr eindrucksvoll wird auch die Korruption und Parteibuchwirtschaft herausgearbeitet, die doch angeblich ein Symbol der verhassten Weimarer Republik gewesen war. Die öffentlichen Kassen wurden schamlos für Parteizwecke ausgenutzt. Die Mehrzahl der Bürgerinnen und Bürger scheint sich an der immer stärkeren Durchdringung aller gesellschaftlichen Bereiche (vor allem auch in Kindergärten und Schulen) durch NS-Organisationen ebenso wenig gestört zu haben, wie an der Ausschaltung und Verfolgung von Menschen, die nicht zur angeblichen Volksgemeinschaft gehörten.

Dies galt für die Verfolgung der wenigen politischen Gegner ebenso wie für die Opfer der Zwangssterilisierungen, der Euthanasie oder der Judenverfolgung, die allerdings mangels jüdischer Bewohner vor Ort keine Rolle spielte. In Herrenberg und Umgebung bekommen diese Verbrechen ein Gesicht, sowohl des Opfers als auch des Täters. Sehr erfreulich ist, dass die Täter auch genannt werden und ihre Taten offengelegt werden. Bei den ab 1939 im Ort arbeitenden Zwangsarbeitern ergab sich das übliche Bild. Zwischen brutaler Misshandlung und weitgehender Integration in die Familie gab es auch im Gäu das gesamte Spektrum individuellen Verhaltens.

Der Krieg betraf Herrenberg lange Zeit nur indirekt, über die vor allem ab 1941 nach dem Überfall auf die Sowjetunion dramatisch anwachsende Zahl der toten Soldaten. Am Ende

des Krieges gab es noch einzelne Luftangriffe mit Toten und Verletzten sowie einige völlig sinnlose Verteidigungskämpfe. Auch hier entschieden Offiziere oder Parteifunktionäre vor Ort, ob es noch zu Kämpfen kam oder nicht. Von Berlin oder Stuttgart aus war keine Kontrolle mehr möglich.

Besonders eindringlich ist die Darstellung des Umgangs mit dem Nationalsozialismus und vor allem den örtlichen Nationalsozialisten nach der bedingungslosen Kapitulation. Zwar hatte die Besetzung durch französische Truppen zu zahlreichen Vergewaltigungen und Übergriffen geführt, und der ab Herbst 1945 einsetzende Zustrom von heimatvertriebenen Deutschen vor allem aus der Tschechoslowakei verschärfte die schwierige Wohnungs- und Ernährungslage zusätzlich, aber es ist für einen Nachgeborenen immer wieder beeindruckend und bedrückend, wie wenig die Menschen diese Verbrechen als Folge der noch größeren deutschen Verbrechen in der Kriegszeit verstanden.

So wird die mehr oder minder schnelle Reintegration der örtlichen Partei- und Funktionseleiten sehr eindrücklich geschildert, vor allem auch die demokratische Wiederwahl von Bürgermeistern aus der NS-Zeit nach 1948. Das Lernen setzte sehr viel später ein. Das Buch ist dazu ein wesentlicher Beitrag. So schreibt Oberbürgermeister Sprißler in seinem Geleitwort völlig zu Recht, dass die Lektüre nachdenklich stimme und betroffen mache. Er fordert, daraus die richtigen Konsequenzen zu ziehen. „Aus der Geschichte lernen heißt deshalb, die Demokratie zu stärken und – wenn nötig – zu verteidigen. Dazu gehört es, vor allem Minderheiten zu schützen und die demokratische Meinungsbildung zu festigen, damit sich Geschichte nicht wiederholt.“ Hoffentlich trägt das Buch auch vor Ort dazu bei.

Thomas Schnabel

Gustav PFEIFER (Hg.), 1317 – Eine Stadt und ihr Recht. Meran im Mittelalter. 1317 – Una città e il suo diritto. Merano nel Medioevo (Veröffentlichungen des Südtiroler Landesarchivs / Pubblicazioni dell'archivio provinciale di Bolzano 43), Bozen: Athesia 2018. 528 S. ISBN 978-88-6839-331-1. € 39,-

2017 feierte die Südtiroler Stadt Meran ihr 700-jähriges Jubiläum – Zeit, auch im einschlägigen HistorikerInnenkreis darüber nachzudenken, was diese Stadt ausmacht, und wie ihre Geschehnisse insbesondere im Lauf des Mittelalters verliefen. Dabei bietet bereits der Grund des Feierns Anlass zur Reflexion. 1317 datiert nämlich keineswegs die Stadterhebung, sondern vielmehr die „erste[n] schriftliche[n] Fixierung einer Stadtordnung“ (S. 7), die Heinrich von Kärnten-Tirol am 11. Juni Meran verlieh. Nicht zuletzt deshalb steht auch das Recht der Stadt im Zentrum des Titels des Jubiläumsbandes. Die 21 auf Deutsch und Italienisch verfassten Beiträge greifen in ihren Ausführungen allerdings weit über eine reine Rechtsgeschichte hinaus und bieten eine Vielzahl an Perspektiven auf die Meraner Geschichte, in denen sich zugleich aktuelle wie traditionellere Zugänge auf die mittelalterliche Stadtgeschichte abbilden. Der Blick in das mittelalterliche Werden der Stadt schafft dabei eine willkommene Erweiterung des allgemeinen historischen Zugangs zu Meran, dessen „Glanzepoche“ zweifellos das 19. Jahrhundert mit seiner „stupende[n] bauliche[n] Hinterlassenschaft“ war, die mitunter die weit länger zurückreichende Geschichte der Stadt ausblendet, die in „Altstadtkern[s] mit Lauben, Fürstenhaus, Stadttoren, Nikolauskirche, Barbarakapelle und Heilig-Geist-Kirche“ ihre Spuren hinterlassen hat (S. 7). Unter der Leitung der Stadt Meran, des Stadtarchivs und des Tiroler Landesarchivs, in dessen Schriftenreihe der Band erschien, wird diese frühe Phase detailreich beleuchtet.